

Zeit der Orden?

Fragen und Thesen im Anschluß an den Synodentext „Unsere Hoffnung“

Unter dem Thema: „Zeit der Orden? Impulse aus dem Synodentext ‚Unsere Hoffnung‘“, hatte Prof. Johannes B. Metz als der maßgebliche Autor des Synodentextes vor der diesjährigen Konferenz der deutschsprachigen Ordensoberen sein Verständnis von Orden in dieser Zeit vorgebracht. Seine Ausführungen, die Anfang 1977 bei Herder in Buchform erscheinen werden, gliederten sich in vier Teile: Versuch einer allgemeinen Bestimmung von Orden. Erste Fragen und Konsequenzen (I); Die Stunde der Nachfolge (II); Die Evangelischen Räte als Einweisungen in die Nachfolge (III); Nachfolge und Naherwartung: Ordensexistenz als Hoffnungsexistenz mit apokalyptischem Stachel (IV). Im folgenden Text werden die Grundgedanken seiner Ausführungen – leicht überarbeitet und thesenförmig – zusammengefaßt. Metz sucht dabei vor allem zu zeigen, welche Bedeutung das Dokument und das dort entfaltete Verständnis der Nachfolge für die Orden heute haben.

Der Synodentext „Unsere Hoffnung“. Ein Glaubensbekenntnis in dieser Zeit“ ist von dem Eindruck geleitet, daß die Krise des kirchlichen Lebens nur durch radikale, d.h. an der Wurzel gefaßte Nachfolge zu wenden sei. – Ist es richtig, daß solche Radikalität etwas mit „Orden“ zu tun hat, zu tun hatte? Dann wäre die Stunde der Nachfolge, die der Kirche heute bevorsteht, auch und gerade „Zeit der Orden“!

I. Großkirche und Orden – ein lebendiger Antagonismus

Die Ordenskrise ist, wenn ich recht sehe, nur sekundär eine Nachwuchskrise. Sie scheint primär eine Funktionskrise zu sein – verursacht durch den Verlust großer, spezifischer, in gewisser Weise nicht übertragbarer Aufgaben in der Kirche.

1. Orden, funktional betrachtet, sind produktive Vorbilder für das Sicheinüben der Kirche in neue soziokulturelle Situationen. Sie sind zugleich Korrektive, eine Art „Schocktherapie des heiligen Geistes“ für die Großkirche. Sie klagen die Radikalität des Evangeliums in einer Kirche ein, die in der Gefahr der Überanpassung steht. Sie sind in diesem Sinne die institutionalisierte Form einer gefährlichen Erinnerung inmitten der Kirche. Schließlich sind sie ja zumeist nicht etwa in Blütezeiten, sondern in Zeiten tiefer Desorientierung und Unsicherheit der Kirche entstanden.

Wo zeigt sich eigentlich heute, bei uns, die m. E. notwendige fruchtbare Spannung, der lebendige Antagonismus

zwischen Orden und Großkirche? Wo sind die Spannungen, die die Ursprungsgeschichte der meisten Orden geprägt haben? Sind die Orden inzwischen nicht zu sehr in jene „Mitte“ gerückt, wo alles ausgewogen und gemäßigt ist – gleichsam großkirchlich angepaßt und gezähmt? – Wo ist heute die innerkirchliche Schockwirkung der Orden? Wo bringen sie ihrerseits die prophetische Kritik in der Kirche leidenschaftlich zur Geltung, die ihnen kraft ihrer eigenen Nachfolgeexistenz nicht nur vergönnt, sondern wohl auch zugemutet ist?

Sind die Orden überhaupt (noch) willens und in der Lage, solche kritisch-therapeutische Aufgaben wahrzunehmen? Oder sind sie selbst nicht schon zu sehr großkirchlich „vereinnahmt“ und ausgesöhnt? Gibt es schließlich nicht so etwas wie eine „List“ der Großkirche, die Orden anzupassen und den Antagonismus zu entspannen? Gehört vielleicht der Vorgang der zunehmenden „Verpriesterlichung“ der Orden in der Neuzeit zu dieser Anpassungslist? Wird heute die rechtliche Exemption der Orden (gegenüber den Bischofskirchen) überhaupt noch im Sinne eines (für die Gesamtkirche) fruchtbaren Spannungsverhältnisses genützt? Sind inzwischen viele Orden oder doch eine große Anzahl einzelner Ordenshäuser – zumindest bei uns – nicht schon viel zu fest „verplant“ von Pastoralplänen, an deren Zustandekommen sie selbst kaum Anteil hatten?

2. Es müßte in unseren Orden so etwas wie eine *ars moriendi* geben, und dies nicht etwa als Ausdruck der Resignation oder eines stoischen Sichabfindens mit dem Unvermeidlichen, sondern als lebendiges Zeichen des Geistes. Es geht um die „Kunst“, aufhören und sterben zu können, nicht nur individuell, sondern gleichsam kollektiv, als Gründung; aber auch: Abschied nehmen zu können – von toten Lebensgewohnheiten, sinnentleerten Bräuchen, erkalteten Regeln. So gesehen ist die „*ars moriendi*“ Element der charismatischen „*ars vivendi*“. Sie erzeugt eine Freiheit und Gelassenheit, die selbst wieder zum Zeugnis des Geistes in der Kirche wird – schon deshalb, weil durch sie überhaupt erst das Neue, die Krise Wendende in den Blick kommt, falls es sich noch einmal zeigt.

Wo sich die charismatischen Einrichtungen nicht selbst – in einem positiven Sinn – „verbrauchen“ und „abschaffen“, sondern krampfhaft an einer überzeitlichen Sendung festhalten, wirken sie freilich auch leicht „verbraucht“ und „abgeschafft“ in einem durchaus negativen Sinn! Treue gewinnt dann nicht selten die Züge des Nekrophilen, des Sicheinschließens in toten – vielleicht in der Kraft des Geistes zu Tode strapazierten – Lebensformen und Praxen. Man erhält oft die Antwort, die „äußeren Formen“ seien so wichtig nicht, als daß sie geändert zu werden brauchten.

Diesem Argument muß man immerhin den Verdacht entgegenhalten: „Etwas, das nicht mehr geändert werden kann, ist längst alles geworden.“

3. Die konkrete Gründungsgeschichte der Orden ist und bleibt selbst eine offene Geschichte; sie ist nicht unrevidierbares, unkorrigierbares oberstes Gesetz und unveränderliche Norm. Das Maß, das alles mißt, auch die Gründungsgeschichte und die Treue zu ihr in den Wandlungen des geschichtlichen Lebens, ist das Lebensgesetz der Nachfolge – unter jenen besonderen Akzentuierungen, die in der Gründungsgeschichte gesetzt sind. Kursänderungen und Stellungswechsel sind nicht ausgeschlossen! Besteht nicht in den Orden die Gefahr, daß sie die für sie verbindliche, ihre Lebensform normierende Geschichte für so abgeschlossen und irreversibel halten wie die Offenbarungsgeschichte selbst? Gerade diese heimliche Kanonisierung und Überlegitimierung der Gründungsgeschichte gefährdet die lebendige Treue zu ihr und ihren Intentionen.

II. Die Radikalität der Nachfolge ist mystisch und politisch zugleich

1. Heute hat in besonderer Weise eine gesamtkirchliche „Stunde der Nachfolge“ geschlagen: Die Kirche kann ihre Identitätsprobleme nicht länger rein interpretativ (durch eingängige Auslegungen des Christ-Seins) bewältigen. Es ist Zeit für die Praxis der Nachfolge – Nachfolge nicht als ein beliebiges Anwendungsstück christlichen Glaubens, sondern als das zentrale Stück Christo-logie selbst: Nur ihm nachfolgend „wissen“ wir, wer er ist und was wir von ihm zu halten haben.

2. Wenn die Orden ihre eigene Identität und Kontinuität unter dem Anspruch lebendiger Nachfolge verstehen und ihre Geschichte als Biographie einer Nachfolge-Gemeinschaft weitererzählen, tradieren sie nicht nur ein Stück jenes praktischen Wissens um Jesus den Christus, das in die Mitte jeder Christologie gehört, sondern greifen sie zugleich auch immer in das gesamtkirchliche Leben ein und erinnern diese Kirche in anschaulicher Radikalität an jenes Lebensgesetz der Nachfolge, unter dem sie selbst indispensable steht und aus dem sie sich erneuern muß.

3. Die Nachfolge-Existenz, die allen Christen zugemutet wird, ist also nicht etwa eine gemäßigt-ermäßigte, quasi verdünnte Form jener Nachfolge, wie sie die Orden praktizieren sollen, sondern die Nachfolge-Praxis der Orden dient der Verwirklichung und Bezeugung der einen Christus-Nachfolge überhaupt. – Müßten sich die Orden nicht dagegen verwahren, daß sie als die „eigentlichen“ und schließlich alleinigen Träger der Nachfolge angesehen werden und dadurch als Alibi- und Entlastungsinstitutionen für die Großkirche in Sachen Nachfolge fungieren?

4. Nachfolge zeigt eine ständig ganze Doppelstruktur. Sie hat eine mystische und eine „situative“, praktisch-politische Komponente. Beide wachsen in ihrer Radikalität nicht gegenläufig, sondern gleichsinnig proportional, und zwar weil die Nachfolge nicht etwa ein besonderes ethi-

sches Verhältnis des einzelnen Christen zu sich selbst ausdrückt, sondern weil sie sich an Jesus orientiert; weil sie nicht „einen“, sondern „seinen“ Weg geht; weil sie ihm nicht bloß nachstrebt oder ihn zum Vorbild nimmt, sondern radikaler und gefährlicher: weil sie „Christus anzieht“ (vgl. Röm 13).

5. Wo diese Doppelstruktur außer acht bleibt, kommt schließlich ein Nachfolgeverständnis zur Geltung, das auf die allemal heterodoxe Praxis „halbiertes Nachfolge“ hinausläuft: Nachfolge als Akt der bloßen Innerlichkeit auf der einen Seite, und Nachfolge als ausschließlich regulative Idee, als humanistisch-politisches Konzept auf der anderen. Hier die Gefahr eines modernen Monophysitismus, der in Christus nur anbetungswürdige „Höhe“ sieht, nicht aber den „Weg“; dort die Gefahr einer transzendenzlosen Jesulogie.

III. Evangelische Räte sind Einweisungen in die Nachfolge

Die Evangelischen Räte sind Einweisungen in die Nachfolge und ihre mystisch-politische Doppelstruktur.

1. Armut als evangelische Tugend ist der Protest gegen die Diktatur des Habens, des Besitzens und der reinen Selbstbehauptung. Sie drängt in die praktische Solidarität mit jenen Armen, für die Armut gerade keine Tugend, sondern Lebenssituation und gesellschaftliche Zumutung ist.

Geht es in der evangelischen Armut einfach nur um die verinnerlichte „Armut im Geiste“, um ein „als ob“, um die angestrenzte Illusion, als besäße man nichts – oder zielt sie nicht vielmehr auf umfassende Preisgabe?

2. Ehelosigkeit als evangelische Tugend ist Ausdruck radikalen Ergriffenseins und der Anhäufung unabfindbarer Sehnsucht nach dem „Tag des Herrn“. Sie drängt in die helfende Solidarität mit jenen Ehelosen, für die Ehelosigkeit, sprich: Einsamkeit, sprich: „keinen Menschen haben“, gerade keine Tugend ist, sondern Lebensschicksal.

Wenn der evangelische Rat zur Ehelosigkeit etwas mit der Hoffnungsexistenz in Naherwartung (vgl. unten IV) zu tun hat: müßten dann die Orden diesen evangelischen Rat nicht entschiedener und sozusagen mit Exklusivitätsanspruch für sich reklamieren? Müßten sie in der kirchlichen Institutionalisierung der Ehelosigkeit für alle Priester nicht eher eine gewisse Verdunklung ihrer „spezifischen“ Sendung sehen? Müßten also vielleicht die kritischen Anfragen an den priesterlichen Pflichtzölibat nicht eher von den Orden als von sog. liberalen kirchlichen und außerkirchlichen Kritikern vorgetragen werden?

3. Gehorsam als evangelische Tugend ist die radikale, unkalkulierte Auslieferung des Lebens an Gott den Vater, der erhebt und befreit. Er drängt in die praktische Nähe zu denen, für die Gehorsam gerade keine Tugend, sondern Zeichen der Unterdrückung, der Bevormundung und Entmündigung ist.

Wenn der Nachfolge-Gehorsam in der kompromißlosen Auslieferung des Lebens an Gott besteht und wenn die Mystik der Passion Jesu verstanden werden darf als ein

– unübertragbares – Leiden an Gott und an seiner „Ohnmacht in der Welt“: muß dann der Gehorsame nicht immer neu in die Position Jesu geraten: zwar „weder ein Narr noch ein Rebell“ zu sein, „aber offensichtlich beiden zum Verwechseln ähnlich“ (Synodentext „Unsere Hoffnung“)?

4. Bringen die Orden die evangelischen Tugenden, die ihnen kraft ihrer Nachfolge-Existenz nicht nur zugetraut, sondern abverlangt werden müssen, in der Kirche leidenschaftlich und ungeteilt zur Geltung? Welche soziale Radikalität wird – schockartig und heilsam für die Großkirche! – freigesetzt aus ihrem kollektiven Verzicht auf Eigentum, Partnerschaft und Selbstbestimmung? Wo realisieren sie jenen radikalen „Stellungswechsel“ der Nachfolge, der die Kirche an die Seite der „Geringsten“ drängen würde? – Bleibt am Ende alle Radikalität, wenn überhaupt, beim einzelnen und verliert damit ihre ordenstypische und kirchenerneuernde Gestalt?

5. Fragen an Obere: Wie hältst du's mit deinen „Radikalen“? Falls du keine (mehr) hast: Bist du froh, daß der Nachwuchs eher wieder unpolitisch und beschaulich ist? Werden die Motive der Ausgetretenen analysiert? Liest man ihre Biographie auch als Schuldgeschichte des eigenen Ordens und – auch – als Anklageschrift? Grundsätzlicher gefragt: Hängt die Austrittsbewegung nicht mit der verlorenen Radikalität der Orden zusammen? Kann ein Leben, wenn schon in Quasibürgerlichkeit und Privatismus, vielleicht woanders besser gelebt werden (= Typ 1: Austritt als Resignation), bzw. ist eine radikale Existenz „extra muros“ möglich (= Typ 2: Austritt als Exodus und Protest)?

IV. Ordensexistenz ist Hoffnungs- existenz mit apokalyptischem Stachel

1. Nachfolge radikal, d.h. an der Wurzel gefaßt, ist nicht lebbar, „wenn die Zeit nicht abgekürzt wird“, „wenn der

Herr nicht bald kommt“. Nachfolge und Naherwartung gehören zusammen wie zwei Seiten einer Münze. Beide, „sein“ Ruf: Folge mir nach!, und „unser“ Schrei: Komm, Herr Jesus!, sind untrennbar.

2. Naherwartung erscheint dem modernen Bewußtsein, dem die Zeit längst zu einer leeren, evolutionär zerdehten Unendlichkeit geworden ist, als ungeheure Zumutung, als Mythos aus archaischer Zeit. Gleichwohl bleibt die Uminterpretation der „Naherwartung“ in eine „Stetserwartung“ ein (objektiver) semantischer Betrug an der temporalen Grundverfassung der christlichen Hoffnung; sie bestätigt indirekt, wie sehr wir Christen selbst schon dem anonymen Druck eines evolutionären Zeitbewußtseins erlegen sind. Erwarten wir wirklich noch etwas – nicht nur für uns selbst, innerhalb dieser Welt und ihrer Zeit, sondern für diese Welt und ihre Zeit?

3. Die leidenschaftliche Erwartung des „Tages des Herrn“ führt nicht in eine apokalyptische Traumtänzerie, in der alle praktischen Zumutungen der Nachfolge vergessen und verdampft wären! Es ist das Zeitsymbol der Evolution, das die Nachfolge lähmt! Naherwartung dagegen versieht die evolutionistisch beruhigte und verführte Hoffnung mit Erwartungs- und Zeitperspektiven. Erst sie bringt Zeit- und Handlungsdruck in die Nachfolge, d.h., sie paralyisiert nicht Verantwortung, sondern begründet sie.

4. Das gesellschaftliche Leben, in dem jene Erwartungslosigkeit grassiert, die wie kaum etwas anderes zur Passivität und Manipulierbarkeit führt, bedarf einer neuen, leidenschaftlichen Protestation gegen die Parusieverzögerung. Diese kann freilich nicht theologisch verschrieben oder synodal verordnet werden, sondern muß von denen entfesselt werden, die sich so konsequent in die Nachfolge einlassen, daß dies ohne Abkürzung der Zeit nicht möglich scheint.

Wenn dieses unzeitgemäße Bewußtsein in den Orden unter dem Eindruck der gelebten und doch kaum lebbareren Nachfolge aufbräche, wäre in einem genauen Sinne „Zeit der Orden“.

Johann B. Metz

Länderbericht

Die Indianer in den Vereinigten Staaten

Eine Minderheit ohne Zukunft?

Unterdrückung, Verfolgung und brutale Vernichtung von ethnischen und kulturellen Minderheiten sind eine Erscheinung, die das gesamte bisherige zwanzigste Jahrhundert bis in unsere Tage durchzieht. Sie treten sowohl in westlich-kapitalistischen, in feudalistischen als auch in östlich-sozialistischen Staaten auf. Dies bezeugen beispielsweise die Vernichtung der Armenier in der Türkei

zu Beginn des Ersten Weltkriegs und der Juden in Deutschland während des Nationalsozialismus, die Zwangsumsiedlung und (teilweise) Ausrottung der sowjetischen Kaukasusvölker in der Stalin-Ära und in jüngster Zeit die Massenmorde an Biafranern, Bengalen, Kurden, Eritreern und nicht zuletzt den „wildem“ Indianern in Südamerika, vor allem im Amazonasgebiet¹. Doch wie ge-